

# INTEGRAS Thema

Online-Magazin  
01/2021

## System- relevanz

/ die / der / [kein Plural] /

/ zys'te:mrele:vants /

Bedeutsamkeit, Wichtigkeit für ein System

**Was bedeutet Systemrelevanz  
für die Kinder- und Jugendhilfe?**

Fachverband Sozial-  
und Sonderpädagogik  
Association professionnelle  
pour l'éducation sociale  
et la pédagogie spécialisée

# Inhalt

**3**

## **Vorwort**

Gabriele Rauser, Integras

**4**

## **«Sichtbar» in Zeiten der Krise**

Meryem Oezdirek, Integras

**6**

## **Weshalb Sozialpädagogik nicht systemrelevant sein kann, wenn sie tatsächlich relevant sein soll**

Christian Vogel, Dozent BFH

**10**

## **Care Leaver erzählen ...**

Drei Porträts

**14**

## **Ist Kinderschutz systemrelevant?**

David Lätsch, Dozent ZHAW

**16**

## **In der Not das Nötigste**

Balthasar Tschäppeler, TEAM-WERK

**18**

## **Für Sozialarbeit mit mehr Beteiligung von Eltern und Kindern**

Interview mit Mario Ferrarini, Vanoni-Stiftung

**24**

## **Systemwechsel – Ein Podcast zur Thematik Leaving Care**

Yannik Fasser & Mischa Bucher, Studierende HSLU

**26**

## **Corona: Krise für wen?**

Corinne Wohlgensinger, Dozentin OST

# Liebe Leser und Leserinnen

*Systemrelevant* gilt als das Wort des Jahres 2020. In der Kinder- und Jugendhilfe wurde der Diskurs, ob und wie Soziale Arbeit systemrelevant ist, kaum geführt. Wir sahen und hörten jedoch regelmässig, wie die Fachpersonen seit dem letzten Jahr Ausserordentliches geschafft haben, um Kinder und Jugendliche, welche nicht zuhause leben konnten, zu unterstützen. Und tatsächlich wurden Aspekte dieses Begriffs schon Jahre zuvor von der Praxis und Wissenschaft Sozialer Arbeit eingeführt: Systemsprenger, systemisch, systemkritisch usw. Anfang 2021 haben wir daher eine Postkartenaktion lanciert mit den Worten «Soziale Arbeit ist systemrelevant».

Wir haben dieses Heft zum Anlass genommen, um den Begriff *systemrelevant* zu diskutieren und das nicht nur in Bezug auf die Frage: Ist Soziale Arbeit systemrelevant? Sondern darüber hinaus: Was tut/tat sie und was möchte sie noch tun? Diesen Diskurs führen wir aber nicht nur typischerweise aus der Perspektive der Praxis und der Wissenschaft der Sozialen Arbeit, sondern auch



Gabriele E. Rauser, Geschäftsführerin Integras

aus der Perspektive der jungen Menschen und der jungen Sozialen Arbeit. Auch sie haben in der Zwischenzeit Ausserordentliches unter zusätzlich erschwerten Bedingungen geleistet. Gemeinsam wollen wir ein Spektrum abbilden, um der Systemrelevanz Sozialer Arbeit nachzugehen. Wir wünschen Ihnen viel Spass bei der Lektüre.

A handwritten signature in black ink that reads 'Gabriele E. Rauser'.

Gabriele E. Rauser  
Geschäftsführerin Integras

# «Sichtbar» in Zeiten der Krise

Die Aneignung der Kategorie «systemrelevant» ist äusserst machtvoll, denn sie ermöglicht es, den Aneigner\*innen, ihre eigenen Interessen während der aktuellen Pandemie in der Gesellschaft und Politik durchzusetzen. Während dieser Pandemie war zu beobachten, dass einige Sektoren als systemrelevant eingestuft wurden, andere Sektoren sich den Begriff aneigneten und wiederum andere – wie die Fachpersonen der Sozialen Arbeit – kaum gehört wurden. Darin zeigt sich für die Soziale Arbeit ein Dilemma: In einer Zeit, in der die prekären Lebensverhältnisse der vulnerablen Gruppen zugenommen haben, sind genau diese Menschen, ihre Lebensverhältnisse und ihre Interessen in der Öffentlichkeit «unsichtbar».

## Meryem Oezdirek

Fachmitarbeiterin Integras

Als Fachverband vertreten wir in erster Linie Kinder und Jugendliche bzw. junge Menschen, die in Heimen oder Pflegefamilien leben, welche sich nicht selbst vertreten können, dürfen oder wollen. Diese jungen Menschen und ihre Familien gelten in der Gesellschaft als vulnerable Gruppe und damit als besonders schützenswert, da sie u.a. stärker von sozialer Ungleichheit betroffen sind. Daher ist es zentral, das Paradigma in diesem Diskurs zu wechseln. Die Frage nach der Systemrelevanz bzw. was, wer genau systemrelevant ist, muss in der Kinder- und Jugendhilfe immer auch aus der Perspektive der jungen Menschen beantwortet werden.

Wenn wir in der Kinder- und Jugendhilfe von den Adressaten sprechen, so zeigt sich schnell, dass es nicht die eine homogene Gruppe an «Heimkindern» oder «Pflegekinder» gibt. Nicht nur bilden die Biografien der jungen Menschen und damit auch ihre Erfahrungen mit dem Fremdplatzierungssystem ein Spektrum ab. Auch der Grad an Schutz-, Förder- und Massnahmenbedarf wird u.a. aufgrund des föderalistischen Systems der Schweiz sehr unterschiedlich in der jeweiligen Organisation ausgelegt. Unter diesen jungen Menschen gibt es jene, die ihre Bedürfnisse äussern können, aber auch solche, die schweigen; da sie nichts sagen können, nicht gefragt werden, nicht gehört werden, sich zu unsicher sind und welche, die die Erfahrung machen, dass ihnen aufgrund ihres Status nicht zugehört wird und so auch verstummen. In vielen dieser Fälle fehlt es den Fachpersonen an genügend Fachwissen,

Zeit, personellen Ressourcen, finanziellen Mitteln, um die Bedürfnisse dieser jungen Menschen in Erfahrung zu bringen. Besonders in Krisenzeiten – wie während der aktuellen Pandemie – wird die Vulnerabilität der jungen Menschen noch stärker sichtbar. Fachpersonen müssen daher nach Wegen suchen, um die Stimmen der jungen Menschen zu verstehen, damit jeder junge Mensch einen sicheren Raum hat, um seine\*ihre eigene Meinung zu äussern und ihre Stimmen hörbar zu machen. Ganz allgemein kann gesagt werden, dass junge Menschen die Möglichkeiten haben müssen, ihre Fähigkeiten zu entwickeln und auszuüben und ihre Bedürfnisse, Gedanken und Gefühle auszudrücken. Insbesondere aufgrund ihres (rechtlichen und sozialen) Status sind junge Menschen auf die Expertise und den Willen von Fachpersonen angewiesen, welche ihre Rechte im Alltag umsetzen und allenfalls einklagen, aber auch, damit ihre diversen Stimmen in die Gesellschaft getragen, gehört und gefördert werden.

**Als Fachpersonen suchen wir nach Wegen, um die Stimmen der jungen Menschen zu verstehen, damit jedes Kind einen sicheren Raum hat, um seine\*ihre eigene Meinung zu äussern und ihre Stimmen hörbar zu machen.**

Tatsächlich leisten Fachpersonen Sozialer Arbeit einen wichtigen Beitrag für und mit Menschen, die benachteiligt, stigmatisiert und diskriminiert werden. Sie tragen zum gesellschaftlichen Wohl bei und müssen hierbei einen Spagat zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart leisten. Erst wenn diese Interessen Teil der sozialpolitischen Agenda werden, gelingt es tatsächlich, etwas auf der strukturellen Ebene zu verändern. Beispielsweise sind die Erfahrungen junger Menschen während ihrer Platzierung nicht «sichtbar», denn es fehlen bis heute nationale Daten über die Situation von Kindern und Jugendlichen, welche periodisch und systematische erhoben wurden – wie eine schweizweit einheitliche Kinder- und Jugendhilfe-/Kindesschutzstatistik. Solange auf einer strukturellen Ebene junge Menschen «unsichtbar» bleiben, haben Fachpersonen wenig Grundlagen, um sozialpolitisch wirksam zu sein.

Die Rahmenbedingungen für das methodisch geleitete Handeln der Fachpersonen bewegen sich jeweils zwischen diesen sozialpolitischen Bestimmungen, den berufsethischen Ansprüchen und den Bedürfnissen der Adressaten. Es gilt daher, ein Bewusstsein über dieses Tripelmandat und die damit verbundenen Rollenansprüche und -funktionen zu schaffen – im Sinne einer reflexiven Sozialen Arbeit. Reflexion meint hierbei aber auch das Bewusstsein über die historische Rolle der Sozialen Arbeit, vor allem in Bezug auf die begangenen Menschenrechtsverletzungen – wie bspw. die Administrative Versorgung: Wie gehen wir mit dem vergangenen Unrecht heute um? In Fachbeiträgen der Sozialen Arbeit wird hierbei von einem «dunklen Kapitel, das nun umfangreich aufgearbeitet worden ist» berichtet. Es handelt sich aber tatsächlich nicht um ein abgeschlossenes Kapitel. Die Auswirkungen dieser Menschenrechtsverletzungen und die Rolle der Sozialen Arbeit darin, sind noch heute in der Gesellschaft bei den Opfern, ihren Hinterbliebenen und aktuellen wie auch zukünftigen Adressat\*innen Sozialer Arbeit wirkmächtig. So liegt es in der Verantwortung der heutigen Sozialen Arbeit, nicht nur an der Aufarbeitung dieser Menschenrechtsverletzungen sich zu beteiligen, sondern darüber hinaus Bedingungen in der Sozialen Arbeit zu schaffen, welche wir dann in der Zukunft als «Bientraitance» definieren können.

## Literatur

Aktuelle EQUALS-Studie: [FACTSHEET 11](#) – September 2021. Zeigen sich pandemiebedingte Veränderungen in den EQUALS-Daten? Zeitreihe der psychischen Belastung unter den neu eingetretenen Kindern und Jugendlichen.

Netzwerk Kinderrechte Schweiz: [Vierter NGO-Bericht an den UN-Ausschuss für die Rechte des Kindes 2021](#)

Staub-Bernasconi, Sylvia, 2018. Soziale Arbeit als Handlungswissenschaft: auf dem Weg zu kritischer Professionalität. 2., vollständig überarbeitete u. aktualisierte Ausgabe. Opladen: Verlag Barbara Budrich.

Bis ins Jahr 1981 wurden in der Schweiz fürsorgliche Zwangsmassnahmen umgesetzt, darunter die Fremdplatzierung von sogenannten Verdingkindern oder die administrative Versorgung von Personen, deren Verhalten von gesellschaftlichen Normen abwich.

U.a.; [sozialinfo.ch, Administrative Versorgung – Aufarbeitung abgeschlossen](#). Oktober 2019

Gisela, Hauss. Gemeinsam für Menschenwürde, Respekt und gewaltfreie Räume?! «Bientraitance» in historischer Perspektive, Referat gehalten an der Tagung «Plattform Fremdplatzierung» 21. Januar 2020



**Meryem Oezdirek**

Meryem Oezdirek ist Fachmitarbeiterin bei Integras, Dozentin bei Agogis und an der Ostschweizer Fachhochschule, Departement Soziale Arbeit.

# Weshalb Sozialpädagogik nicht systemrelevant sein kann, wenn sie tatsächlich relevant sein soll

## Christian Vogel

Dozent BFH Soziale Arbeit

In der Corona-Krise sind sozialpädagogische und psychiatrische Einrichtungen für Kinder und Jugendliche mit Anfragen überhäuft, so dass die Kapazitäten des Systems mehr als ausgelastet sind. Sozialarbeitende berichten, dass es bereits zuvor oft schwierig gewesen sei, eine passende Platzierung, eine adäquate Beratung oder Therapie zu finden, dass sich diese Aufgabe heute aber oft als unlösbar erweist. Die Bedeutung der sozialpädagogischen Angebote tritt durch diese Verschärfung für all diejenigen, die dies aus der Nähe erleben, in der Krise verstärkt ins Bewusstsein. Dies äussert sich unter anderem darin, dass die Einrichtungen als «systemrelevant» bezeichnet werden: als bedeutsam für das System, also. Damit ist natürlich zunächst gemeint, dass die Einrichtungen wichtig sind, und dass man in der Krise nicht darauf verzichten kann – ja im Gegenteil, dass in der Krise erst recht die nötigen Kapazitäten zu schaffen wären. Diese kritische und letztlich politische Forderung hat gute Gründe und ist ohne Frage gerechtfertigt. Nicht nur aus der Perspektive der Krisenbewältigung, sondern generell kann so die Notwendigkeit von Sozialpädagogik ins gesellschaftliche Bewusstsein treten. Der Begriff der Systemrelevanz scheint sich dafür anzubieten, denn seine Bedeutung wurde in der Corona-Krise aufgeladen mit der Situation im Gesundheitswesen, wo ebenfalls Kapazitätsengpässe drohen.

So willkommen diese Analogie erscheinen mag, so unzutreffend ist sie, und so ungeeignet in der

Folge auch, um das berechnete politische Anliegen zu transportieren.

Zunächst: Ein erhöhter Bedarf oder gar ein Ansturm im Bereich der Sozialpädagogik stellt für die involvierten Systeme kein Problem dar. Das System der Jugendhilfe etwa ist nicht vom Zusammenbruch bedroht, wie man dies im Gesundheitswesen befürchten musste. Nie war damit zu rechnen, dass misshandelte Kinder, verzweifelte Jugendliche und enternete Eltern die überfüllten sozialpädagogischen Einrichtungen belagern und um Einlass bitten, Beratung oder Therapie verlangen. Trotzdem fallen Kinder und Jugendliche aus den Familiensystemen, aus dem Schulsystem, aus dem Berufsbildungssystem, und irgendwann werden sie auch aus dem System der Jugendhilfe entlassen. Für die Systeme ist dies der normale Gang der Dinge. Ein Problem kann es jedoch für die Menschen in den Systemen sein. Dies ist im Gesundheitssystem offensichtlich, wo die Belastungen für das Personal zu gross und die medizinische Versorgung der Patient\*innen gefährdet ist. Auch in der Sozialpädagogik sorgen

**Die Behauptung der Systemrelevanz ist irreführend, da es im Kern nicht um die Systeme, sondern um die Menschen geht.**



«Gesellschaft ist kein System, so wie die Menschen auch keine Systeme sind.»

wir uns darum, was es für die Kinder und Jugendlichen bedeutet, die abgewiesen werden und wie unter diesen Bedingungen gute Sozialpädagogik geleistet werden kann.

Die Behauptung der Systemrelevanz ist irreführend, da es im Kern nicht um die Systeme, sondern um die Menschen geht. Allerdings geht es nicht um Einzelfälle, sondern es gilt, gesellschaftliche Aufgaben zu bewältigen. So sind Einrichtungen des Gesundheitswesens oder des Sozialwesens entstanden, die einem öffentlichen Interesse verpflichtet sind. In diesem Zusammenhang ist oft die Rede von Systemen. Allerdings ist genau hier der springende Punkt: Systeme gibt es viele und moderne Gesellschaften tendieren dazu, dass die Systeme sich differenzieren, so dass die Rede von dem System wenig Sinn macht. Es wäre also erstens die Frage zu stellen, für welches System

Relevanz beansprucht wird, und zweitens, ob und inwiefern an diesem ein öffentliches Interesse besteht. Über beide Fragen schweigt sich der Begriff der Systemrelevanz aus.

Dies ist kein Zufall, denn als systemrelevant wurden noch vor dem Gesundheitspersonal in der Finanzkrise 2008 die Banken bezeichnet. Als beim Zusammenbruch der Bank Lehman Brothers klar wurde, dass die neoliberale Ideologie der Märkte im Fall den grossen Schaden anrichtete, war die Rede davon, dass einzelne Banken «too big to fail» seien und dass sie deshalb mit öffentlichen Geldern gerettet werden müssten. Der Begriff der Systemrelevanz hat diese Bedeutung in sich aufgenommen. Er meint, eine Einrichtung sei «zu gross, um sie scheitern zu lassen». Nicht das öffentliche Interesse, sondern die Grösse wird hier zu einem scheinbaren Argument. Das Problem,

das sich stellte, war die Diskrepanz zwischen der neoliberalen Ideologie des Marktes und der Verwendung von öffentlichen Geldern (damals: für die Bankenrettungen) und die staatlichen Regulierungen. Der Begriff der Systemrelevanz transportierte die Botschaft: Weder das System selber, um das es angeblich ging, soll zum Thema werden, noch soll die Frage gestellt werden, ob und inwiefern es in einem öffentlichen Interesse steht. Stattdessen rührt der Begriff der Systemrelevanz an völlig irrationale Ängste, die mit der Idee eines Systemzusammenbruchs verbunden sind. Irrational sind die Ängste deshalb, weil nicht jeder Systemzusammenbruch prinzipiell eine Katastrophe sein muss. Erinnert man sich an den Zusammenbruch der DDR im Jahre 1989, so wird deutlich, dass es Systeme gibt, die keineswegs Ausdruck eines öffentlichen Interesses sind.

Interessant ist nun, wenn ausgerechnet der Gesundheitsbereich und die Soziale Arbeit für sich beanspruchen, systemrelevant zu sein. Dass diese Einrichtungen in einem öffentlichen Interesse begründet sind und dass es deshalb legitim ist, dafür öffentliche Gelder zu verwenden, hat überhaupt nichts mit der aktuellen Krise zu tun. Im Gegenteil: Seit rund 40 Jahren werden öffentliche Einrichtungen fiktiven Marktlogiken unterworfen und auf New Public Management umgestellt. Damit wurde das öffentliche Interesse selber in die Krise gedrängt. Nun wurden plötzlich Kosten zu einem primären Argument gemacht, dem alle anderen Argumente untergeordnet wurden. Die Folge davon war ein Abbau demokratisch legitimer Kontrolle der Systeme zugunsten einer Steuerung über marktformige Mechanismen. Zugleich wurden die Steuersätze so stark gesenkt, dass die öffentlichen Gelder tatsächlich fehlten und dass aus Bruchteilen der Steuergeschenke milliardenschwere private Wohltätigkeitsstiftungen und Universitätsprofessuren finanziert wurden. Der Begriff des Gemeinwohls wurde so von demjenigen der Öffentlichkeit und damit der Demokratie abgetrennt.

Dieser Logik, die mit dem Begriff der Systemrelevanz ideologisch mittransportiert wird, können wir uns in der Sozialpädagogik in keiner Weise anschließen, denn das öffentliche Interesse ist

**Eine Finanzierung sozialpädagogischer Einrichtungen ist in einer demokratischen Gesellschaft überhaupt nur über öffentliche Gelder denkbar [...] Anders als in der Finanzwelt und anders auch als im Gesundheitswesen droht der Sozialen Arbeit in der Krise kein Systemkollaps.**

hier primär, und nicht bloss vorgeschoben. Eine Finanzierung sozialpädagogischer Einrichtungen ist in einer demokratischen Gesellschaft überhaupt nur über öffentliche Gelder denkbar, und dies hat rein gar nichts mit irgendwelchen Krisen zu tun. Anders als in der Finanzwelt und anders auch als im Gesundheitswesen droht der Sozialen Arbeit in der Krise kein Systemkollaps. Die Schäden treffen nicht die Systeme, sondern diejenigen, die auf die Leistungen der Systeme angewiesen sind. Hinter der Forderung, als systemrelevant anerkannt zu werden, steckt ein Steuerungsproblem, das eben gerade nicht durch eine Bezugnahme auf Systeme gelöst werden kann, sondern das im Kern die Frage beinhaltet, wie die Systeme so gesteuert werden können, dass sie der Allgemeinheit dienen. Es geht darum, die Feigheit zu überwinden, bloss über Systemprobleme zu sprechen, anstatt diese auf die Menschen zu beziehen, die in und mit diesen Systemen leben, ihnen im besten Fall etwas zu verdanken haben und im schlimmsten Fall durch sie Schaden erleiden. Nur so kann der Entmenschlichung entgegengewirkt werden, die dadurch entsteht, dass Systeme bloss wechselseitig füreinander relevant sein können.

Die Erfahrung aus der Sozialpädagogik kommt uns dabei zugute. Der Massstab nämlich, der uns erlaubt, in den Systemen (und nicht selten auch gegen sie) Sinn zu stiften, ihre Zwecke wenigstens zu einem Teil zu verwirklichen und dort, wo dies nicht gelingt, sie zu kritisieren, entspringt nicht den Systemen. Er geht aus Beziehungen hervor, zu den Kindern und Jugendlichen und zu KollegInnen, die es ermöglichen, den Alltag

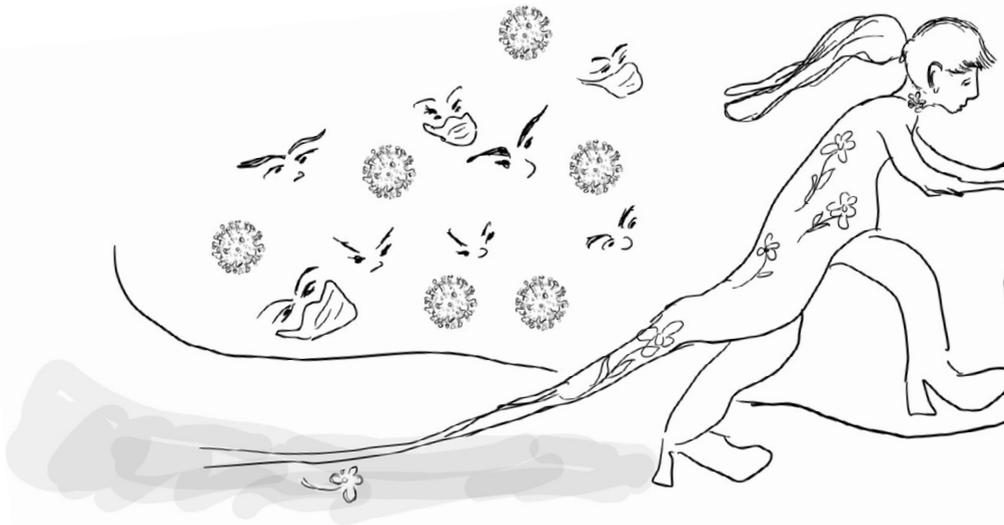
zu bewältigen und dabei die Herausbildung von Individualität und Identität zu fördern. Kurzum: ganz normale Sozialpädagogik zu betreiben. Diese Qualität lässt sich nicht systemisch sichern, denn die Logik ist radikal umgekehrt: Erst durch eine sozialpädagogische Praxis können die Systeme relevant werden für unsere Klientel und damit auch für die Gesellschaft, die letztlich ebendies von uns erwartet: So braucht es denn eine Platzierung, eine spezifische Beratung oder Therapie oder anderes, das durch Systeme geleistet wird.

Das politische Anliegen, das sich hinter dem Anspruch auf Systemrelevanz verbirgt, tritt dann hervor, wenn die pädagogische Orientierung an der Förderung individueller Entwicklung und Bildung, die nur in der Begegnung mit konkreten Menschen gewonnen werden kann, nicht bloss als eine individuelle Angelegenheit begriffen wird. Wir fragen uns dann, wie diese Welt eingerichtet sein muss, damit die Ziele, die wir im pädagogischen Alltag verfolgen, wie Selbstbestimmung und Verantwortlichkeit, allgemein verwirklicht werden können. Nicht die Frage der Kosten steht dann im Vordergrund, sondern die Frage, wozu und wem die Systeme zu dienen haben und was sie zu leisten haben. Diese Frage lässt sich nicht selber als eine systemische behandeln, denn es geht dabei nicht um Systeme, sondern um menschliches, soziales Leben, kurz: Um Gesellschaft. Die Rede von Systemrelevanz verdeckt, dass die individuelle und kollektive Verantwortung vor allen Systemen angesiedelt ist und dass sei deshalb nicht aus deren Eigenlogik entspringen kann. In aller Knappheit gesagt: Gesellschaft ist kein System, so wie die Menschen auch keine Systeme sind. Sozialpädagogik ist deshalb nicht systemrelevant. Sie ist nicht für ein System bedeutsam, sondern sie hat mit all ihren Mitteln dafür zu sorgen, dass sie für die Gesellschaft relevant ist, und dies kann nur gelingen, wenn sie für die konkreten Menschen, mit denen sie es zu tun hat, nicht bloss relevant, sondern wirklich von Bedeutung ist.



**Prof. Dr. Christian Vogel**

Christian Vogel lehrt an der BFH Berner Fachhochschule und ist Dozent für Soziologie, Sozialpädagogik und Sozialarbeit.



## Mit Resilienz

Die letzten zwei Jahre waren für mich sehr intensiv. Der mit dem Lockdown verbundene Arbeitsunterbruch brachte die lang ersehnte Pause vom Arbeiten mit sich. Vieles war im Geschäft nicht so nach Wunsch gelaufen, deshalb war es seit längerem mein Plan, eine neue Stelle zu suchen.

Dann kam Corona und zum guten Glück habe ich mit der Kündigung zugewartet. Während des Lockdowns konnte ich mich vom Job ein Stück weit erholen. Finanziell war es eine schwierige Zeit, ich verdiente eh schon regulär knapp den Mindestlohn und während der Corona-Zeit nur noch die 80 %. Den 13. Monatslohn verdient man als Coiffeuse durch das Trinkgeld und mit dem Lockdown fiel auch diese Einnahmequelle aus.

Die Familie meines Gottis, das ist ein Teil meiner Familie, hatte sehr Angst vor Corona. Die wollten sie nicht mehr aus dem Haus lassen, und so sah ich sie wenig. Ich bin selbst in der Risikogruppe, ich habe seit Geburt an ein Lungenleiden. Aber ich habe, wie die meisten Care Leaver, ein sehr gutes Immunsystem. Ich würde behaupten, dass jede und jeder Care Leaver mit einer Kinderheim-Vergangenheit ein gutes Immunsystem hat, weil man von Kleinkind an immer mit vielen anderen Kindern zusammen war. Also sah ich in diesen sieben Wochen nur meine Schwester. Irgendwann konnte man wieder arbeiten und das lief bis im

# Care Leaver erzählen ...

«Es war nicht anders als wie bei vielen anderen auch...», so beginnen viele Erzählungen über die Pandemiezeit von Care Leaver.

Über ein paar Monate hinweg tauschte sich Integras mit Care Leaver aus und fragte sie, wie sie die Krise bewältigt haben. Was hat sie bestärkt und in welchen Momenten machte sich das Care Leaver-Dasein bemerkbar?

Drei anonyme Stimmen berichten uns von ihrem Pandemie-Alltag.



September einigermaßen gut. Und dann gab es im Geschäft einen Vorfall – eine langjährige Mitarbeiterin nahm sich das Leben. Die Stimmung sank vollends auf den Nullpunkt und das Umfeld machte mich krank. Gleichzeitig hatte ich aber wirklich mega Angst zu kündigen. Aber als Care Leaver begleitet dich die Angst immer, sich finanziell nicht mehr versorgen zu können. Da unsere Mutter seit unserer Geburt seit jeher auf Sozialhilfe angewiesen war und aufgrund schwieriger Umstände Betreibungen hatte, machte mir das immer Angst.

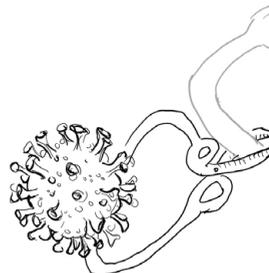
Davor habe ich Panik – immer schon in meinem Leben gehabt. Seit dem ersten Mal schon, als ich Geld in meiner Hand hatte. Im Dezember nahm ich die Hürde und habe darauf endlich nach einer neuen Stelle gesucht. Nach den Probearbeiten erhielt ich die Zusage von zwei unterschiedlichen Läden. Ich konnte sogar auswählen und mich entscheiden. Auf Mai konnte ich an einer neuen Coiffeurstelle beginnen, und da gefällt es mir wirklich super. Es geht mir heute wirklich gut.



## Mit viel Mut

Ich erlebte Corona wohl nicht anders, als die, die nicht Care Leaver sind. Ich war normal noch in der Ausbildung als Detailhandelsfachfrau EFZ. Aufgrund Corona hat sich alles erschwert, da kam der Lockdown und im Verkauf gab es viele Massnahmen. Wir hatten wirklich nur noch wenige Kunden und die Arbeit im Einkaufszentrum wurde sehr mühsam. Auch die Kunden waren gestresst und genervt. Und beim Arbeiten ist mir auch ein gutes Team wichtig, aber das gab es während dieser Zeit auch nicht mehr. Nach meinem erfolgreichen Lehrabschluss blieb ich dort noch ein weiteres Jahr. Aufgrund Differenzen musste ich dann den Job wechseln. Die Probleme wurden sicher auch durch die Corona-Zeit gefördert.

Als Care Leaver habe ich eine andere Vergangenheit als andere, ich habe Sachen, die mich in der Vergangenheit geprägt haben, da bin ich ein bisschen anders, das merke ich schon. Da gehe ich auch anders durch solche Zeiten als andere. Ich habe nach insgesamt 5 Jahren meine Branche gewechselt. Ich bin meinen Weg gegangen, alles in allem, nach dieser Zeit, die nicht einfach war, war das letzte Jahr in Ordnung.



## Mit Durchhaltewille

Ich bin bereits vor einigen Jahren aus dem Care-System ausgetreten und daher nicht mehr so stark betroffen wie jüngere Care Leaver.

Jedoch spürte ich die Folgen meiner bewegten Jugend während des Lockdowns verstärkt. Da ich seit meinem Austritt aus der Pflegefamilie viel umgezogen bin, fiel es mir schwer, stabile Beziehungen und Freundschaften aufzubauen. Daher fühlte ich mich oft sehr allein während des Lockdowns, das Treffen in grösseren Gruppen war nicht möglich und viele isolierten sich aus Angst vor einer Ansteckung. Als alleinerziehende Mutter wären sowohl ich als auch mein Sohn dringend auf Unterstützung und soziale Kontakte angewiesen gewesen. Meine Mutter unterstützte mich, wo sie nur konnte, trotzdem verlor ich den

Anschluss im Studium und war permanent erschöpft, was sich auch auf mein Kind auswirkte.

Durch meine Platzierung und die Zeit im Heim und der Pflegefamilie habe ich früh gelernt, selbstständig zu sein und mit schwierigen Situationen umzugehen. Diese Mechanismen halfen mir sehr, was ich als positiv betrachte. Ich wünsche mir, dass Care Leaver und ihre Anliegen auf politischer Ebene mehr Gehör finden und sich etwas bewegt. Zudem fällt mir auf, dass viele der Meinung sind, dass es ja alle Jugendlichen auf ihre Art und Weise schwer haben, und die Problematik damit herunterspielen. Der frühe Verlust der bekannten Struktur ist etwas Einschneidendes und mit der Volljährigkeit auf sich allein gestellt zu sein, gehört für die allermeisten nicht zur Lebensgeschichte, das ist auch richtig so. Dasselbe wünsche ich mir für heutige und zukünftige Care Leaver.



**Illustrationen**  
Margrit Egger  
musik-bild-mensch  
margritegger.ch

# Ist Kinderschutz systemrelevant?

In den ersten Monaten der Pandemie wurde die Systemrelevanz des Kinderschutzes damit begründet, dass seine Institutionen ein gesellschaftlich relevantes Problem lösen sollen. An die Frage, ob sie das Problem auch lösen, hat man nicht gedacht.

## David Lätsch

Dozent ZHAW Soziale Arbeit

Der Lockdown des Frühjahrs 2020 konfrontierte die Fachpersonen des Kinderschutzes mit einer elementaren Frage: Wie unentbehrlich seid ihr eigentlich? Wie – um es mit dem damaligen Wort der Stunde zu sagen – systemrelevant? Vom Bundesrat war eine entschiedene Antwort nicht zu erwarten, in seiner noch im Dezember 2017 verabschiedeten «Strategie für kritische Infrastrukturen» hatte er zwar unter anderem an die Abfallentsorgung in den Schweizer Strassen, aber nicht an den Kinderschutz gedacht. So blieb es im Lockdown den lokalen Ebenen der Verwaltung oder gar den einzelnen Institutionsleitenden überlassen, ob diese ihren Betrieb aufrechterhielten, reduzierten oder vorübergehend einstellten. In den Studien, die wir zum Kinderschutz in Zeiten der Corona-Pandemie durchführten und durchführen, stellen wir eine grosse Vielfalt fest: An manchen Orten blieb der Betrieb mit Ausnahme der Sicherheitsmassnahmen nahezu unverändert, an anderen setzten die KESB Abklärungen aus, wurden Kontakte in den Beistandschaften gestrichen und Kinder und Jugendliche aus Heimen nach Hause geschickt.

## Inständiges Bitten

So unschlüssig sich also die Praxis in der Frage ihrer Systemrelevanz zeigte, so sicher waren sich die Angehörigen der Hochschulen für Soziale Arbeit. Schon im Frühjahr 2020 erschienen verschiedene Beiträge, die wörtlich mit «Kinderschutz ist systemrelevant!» überschrieben waren oder das zumindest als kernige Aussage enthielten. Im Nachbarland Deutschland wandten

sich 130 Hochschulangehörige «in sehr grosser Sorge» an die Politik und baten diese inständig, dass sie den Kinderschutz für systemrelevant erkläre und damit die mutmasslich flüchtenden Fachkräfte zurückrufe an jene Front, an der sie, die Hochschullehrenden, sich freilich selber nicht befanden.

Begründet wurde die Systemrelevanz des Kinderschutzes damit, dass viele Kinder und Jugendliche in ihren Familien Misshandlung und Vernachlässigung ausgesetzt sind. Zudem wollte man wissen, dass sich diese Phänomene unter den Bedingungen der Pandemie nur verschärfen könnten. Zu der Annahme hatte man Gründe: Akute psychische Belastung von Eltern, die soziale Isolation von Familien und der Wegfall sozialer Kontrolle, das alles hat sich empirisch als Treiber von Kindeswohlgefährdungen erwiesen. Zudem deuten internationale Studien darauf hin, dass wirtschaftliche Rezessionen der letzten zwei Jahrzehnte jeweils mit einer Zunahme von Kindesmisshandlung und -vernachlässigung einhergingen.

## Fiktion der Unentbehrlichkeit?

An den für die Systemrelevanz des Kinderschutzes angeführten Gründen haftet indessen ein Makel. Die Argumente rufen in Erinnerung, dass Kindesmisshandlung und -vernachlässigung ein für das Wohlergehen der Bevölkerung essenzielles Problem darstellen. Sie belegen jedoch nicht, dass die Institutionen des Kinderschutzes zur Lösung des Problems beitragen. Sind die Instrumente des Kinderschutzes schon deshalb systemrelevant, weil sie zur Aufrechterhaltung der Fiktion, wir hätten unser Möglichstes getan zum Schutz der

Kinder und Jugendlichen, unentbehrlich sind? Oder können wir die Systemrelevanz mit gutem Gewissen erst behaupten, wenn wir zu zeigen in der Lage sind, dass es den Kinderschutz braucht, weil er Lösungen parat hat?

Wenden wir diese provokative Art des Fragens einmal auf die stationäre Kinder- und Jugendhilfe an. Unbestritten ist, dass die stationären Hilfen unter anderem dem Zweck dienen, Kinder und Jugendliche zu schützen, die in ihren Familien einer Gefährdung ausgesetzt wären. Nur: Kommen die Kinder vom Regen wirklich ins Trockene? Oder doch in die Traufe? Aus Untersuchungen in anderen europäischen Ländern ist bekannt, dass Kinder, die in Heimen leben, in diesen Heimen deutlich mehr körperliche und sexuelle Gewalt erfahren als Kinder, die nicht in Heimen leben. Der Vergleich bedeutet nicht etwa, dass dieselben Kinder, die im Heim sind, weniger Gewalt erleben würden, wenn sie nicht im Heim wären. Tatsächlich gibt es ja Gründe dafür, warum sie im Heim sind, und innerfamiliäre Gewalt kann einer dieser Gründe sein. Der Befund sagt uns jedoch, dass viele Kinder und Jugendliche in den Heimen nicht sicher sind.

Oder nehmen wir die Beistandschaften, ein zentrales Instrument des Kinderschutzes. Bis heute gibt es nur knapp eine Handvoll empirischer Studien, die jeweils einzelne Aspekte von Beistandschaften beleuchten. Keine einzige Studie nahm es bisher ernsthaft mit der Frage auf, ob Beistandschaften zur Aufhebung von Kindeswohlgefährdungen beitragen. Nun kann man einwenden, dass das Instrument ja kaum so rege genutzt würde, wenn die Praxis keine wasserdichten Belege hätte, dass die Beistandschaften etwas bringen. Mit demselben Argument lässt sich aber jede Praxis rechtfertigen, von der die Praktiker\*innen überzeugt sind. Das schliesst all das ein, was wir im Rückblick als unmoralische Praktiken der Vergangenheit taxieren.

## Plausible Lösungen

Provokativ formuliert: Die Institutionen des Kinderschutzes kommen bisher nicht deshalb zum Zug, weil wir wissen, dass sie helfen. Sie kommen

zum Zug, weil man sich anders nicht zu helfen weiss. Darin ähneln sie anderen Institutionen, die auf das professionelle Management sozialer Überforderung spezialisiert sind, beispielsweise der stationären Psychiatrie. Zu Recht ärgerten wir uns im Lockdown darüber, dass man in Bundesbern bei den kritischen Infrastrukturen nicht auch an den Kinderschutz dachte. Nur muss die Frage erlaubt sein, woran das liegt. Daran, dass die Gesellschaft und ihre Politik das Problem nicht erkennen? Oder haben wir, die wir für den Kinderschutz verantwortlich sind, also Praxis und Forschung, bisher zu wenig dafür getan, unsere Lösungen zu plausibilisieren?

Die Frage ist, Sie merken es, rein rhetorisch gemeint.



**Prof. Dr. David Lättsch**

David Lättsch ist Psychologe, Forscher und Dozent an der ZHAW Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften, Departement Soziale Arbeit, Institut für Kindheit, Jugend und Familie.

# In der Not das Nötigste

Balthasar Tschäppeler ist Geschäftsleiter TEAM-WERK Familienplatzierungen in Cham. TEAM-WERK hat sich früh für qualitativ hochwertige Arbeit und Transparenz im Pflegekinderwesen eingesetzt. Im Gespräch mit Meryem Oezdirekt blickt er auf die Auswirkungen der Pandemie-Zeit zurück und fasst zusammen, welche Änderungen und Chancen er aus diesen Erfahrungen zieht.

## **Balthasar Tschäppeler**

Geschäftsleiter TEAM-WERK

Auf die Frage, ob sein professionelles Wirken sich durch die pandemische Lage geändert hat, hält Balthasar Tschäppeler erst mal inne und holt aus. Zu Beginn des Lockdowns hätten sie nicht gewusst, ob die Platzierungsanfragen rückläufig sind, oder ob sie damit überhäuft werden. Rückblickend lässt sich sagen, es waren viele. Anders war, dass die einweisenden Stellen nicht mehr die gleichen Abläufe im Passungsprozess gehen wollten, wie das zuvor der Usus war. Tschäppeler erinnert sich: «Wir haben festgestellt, dass sie abkürzen wollten. Wir hatten einige Anfragen, bei welchen der Einbezug des Jugendlichen und dessen Herkunftssystems nicht in dem Sinne gewährt war, wie wir dies bei Platzierungsvorbereitungen verlangen. Sie waren in Not, und sie wollten diese durch eine rasche Platzierung vom Tisch haben.»

TEAM-WERK bot nur da Aufnahmen an, wenn die Kinder und Jugendliche in der Not waren und wenn sie sich eine Aufnahme in einer Gastfamilie wünschten. Um dem gerecht zu werden, musste man trotz der erschwerten Bedingungen besonders nah dranbleiben. «Wir haben viel mit den Jugendlichen telefoniert und waren virtuell in Kontakt mit ihnen», eine Kommunikationsform die sich bis heute weiterentwickelt hat.

Die Platzierungsvorbereitungen hätten sich seit der Pandemie verändert, zieht Tschäppeler Fazit. Viele Heime haben sich während der Pandemie bei TEAM-WERK gemeldet, um ein Timeout für

ihre Jugendlichen anzumelden. Erst habe er sich da gefragt, wo denn da der sichere Ort bleibe. Tschäppeler setzt nach und meint: «Der sichere Ort müsste in diesen schwierigen Zeiten eigentlich im Heim bleiben, und nicht während der Krise an einem zusätzlich unbekanntem anderen Ort.» Da wo es zum Schutze des Kindes Sinn machte, setzten sich alle für einen guten Platz ein. Was zunächst paradox erscheint, ergibt Sinn, wenn man die einzelnen Umstände bedenkt, die die Pandemie mit sich brachte.

Die Heime hatten Ausfälle an Mitarbeiter\*innen, zusätzlich wurden sie plötzlich konfrontiert, dass die Kinder und Jugendlichen vielmehr «zu Hause» in der Gruppe waren, sie mussten beschult werden usw. Und nicht nur die Heime, auch in den Pflegefamilien gab es grosse Verunsicherungen. Pflegefamilien hatten Angst, die Kinder am Wochenende den Eltern zu geben, weil sie nicht wussten, ob sich die Kinder schützten und ob sie gesund wieder zurückkehren werden. Gleichzeitig war aber eine Zuversicht da, auch zu investieren und die zusätzliche Zuwendung zuzulassen. Unter diesen Umständen wurde die Pflegefamilie – noch mehr als sonst – zum sicheren Ort.

Was zeichnet für Pflegekinder ein sicherer Ort aus? Tschäppeler, der sich massgeblich für die Entwicklung des Labels FPO Integras engagierte und die Zertifizierung für TEAM-WERK seit 2010 hat, nennt die für ihn nötigsten Punkte: Die Kinder oder die Jugendlichen brauchen viel

Geborgenheit, Zuwendung und verlässliche Beziehungen. Natürlich brauchen sie ein eigenes Zimmer als Rückzugsort sowie Verständnis für ihre Situation. Die Pflegefamilien benötigen viel Unterstützung, Austausch und Entlastung von den begleitenden Sozialpädagog\*innen.

Für die einen ist der sichere Ort zunächst eine Herberge auf Zeit bei einer Gastfamilie. Bei den anderen ist die Bindung zu den Pflegeeltern das Schaffen eines Zuhause. Bei Pflegefamilien mit eigenen Kindern sei der Spagat grösser, betont Tschäppeler. Dort muss man gut schauen, dass allen Bedürfnissen ausgeglichen begegnet wird.

Eine jede Krise zeigt uns auf, was das Notwendigste ist. Von den Kindern und Jugendlichen scheinen wir es zu wissen und sprechen da aus Erfahrung. Was auch Pflegeeltern benötigen, haben wir mit dieser Pandemie erfahren. Tschäppeler beschreibt, wie es z.B. Jugendliche gäbe, die so viel Begleitung brauchen, dass Pflegefamilien an ihre Grenzen stossen und Entlastung benötigen. Er relativiert sofort, wie Entlastung ein schwieriges Wort sei, da es das Wort Belastung beinhalte. Sie seien ja bedürftig und keine Belastung. Trotzdem brauche es Zeitfenster, in welchen die Pflegeeltern wieder mal Zeit für den Coiffeur haben oder etwas mit den eigenen Kindern unternehmen können.

Tschäppeler blickt auf eine bewegte Zeit zurück: Mit der Pandemiezeit mussten alle bei der Stange gehalten werden, die Pflegefamilien, die anfragenden Stellen und natürlich die Kinder und Jugendlichen. Und nicht zuletzt auch deren Eltern: Es darf nicht vergessen werden, auch die Eltern sind in Not. Zu ihnen muss man einen wertefreien Zugang finden können, so dass sie sich nicht als unfähig empfinden.

«Aus meiner Sicht, braucht es einfach einen offenen Zugang zu den Eltern», fasst Tschäppeler zusammen. Sie mussten erleben, wie sie als unfähig betitelt worden sind. Das wiederum führt zu einer Abwehrhaltung gegenüber den Helfersystemen. Wir arbeiten mit den Eltern und holen sie da ab, wo sie stehen. Wenn sie sich gehört und abgeholt fühlen, dann ist ein ganz anderer Zugang möglich

und sie können erzählen, was sie sich für ihre Kinder wünschen.

Ob er seine Arbeit, die Soziale Arbeit als systemrelevant beurteilt? «Natürlich», antwortet Tschäppeler sofort, «ist das systemrelevant. Wir nehmen in unserer Gesellschaft gewisse Gelegenheiten in Kauf und leisten uns ein Auffangnetz, welches ermöglicht, dass wir so funktionieren, wie wir dies tun.»



**Balthasar Tschäppeler**

Balthasar Tschäppeler ist  
Geschäftsleiter des TEAM-WERK  
Familienplatzierungen in Cham.

TEAM-WERK bietet kurz- bis  
langfristige Aufenthalte für Kinder  
und Jugendliche in Gast- und  
Pflegefamilien an.

> [team-werk.ch](https://www.team-werk.ch)

# Für Sozialarbeit mit mehr Beteiligung von Eltern und Kindern

Mario Ferrarini, Direktor der Vanoni-Stiftung, spricht mit Meryem Oezdirek, Fachmitarbeiterin Integras, wie die Vanoni-Stiftung die Zeit des Lockdowns erlebt hat.

## **Wie haben Sie die Situation in der Einrichtung erlebt und wie sind die Kinder mit den Massnahmen umgegangen?**

Mario Ferrarini: Im Vergleich zu anderen Kantonen waren die Massnahmen im Tessin sehr streng: Zu Beginn der Pandemie mussten wir sehr schnell handeln und entscheiden: Vor allem organisatorische Fragen standen auf der Tagesordnung und wir hatten sehr wenig Zeit, um zu entscheiden, welche Kinder bei uns bleiben sollten und welche nach Hause gehen konnten. Für die Kinder, die in der Stiftung geblieben sind, war es schwierig, ihre Eltern nicht mehr zu sehen, obwohl wir nach Wegen gesucht haben, diese Kontakte zu ermöglichen. Mithilfe des Computers konnten die Kinder ihren Eltern über Zoom begegnen. Auch die Beschulung war ein zentrales Thema, mit dem wir uns befassen mussten: In den Foyers arbeiteten Sozialpädagog\*innen daran, die Kontinuität des Schulunterrichts der Kinder zu gewährleisten und gleichzeitig unterstützten wir die Eltern beim Homeschooling.

Wir mussten auch die Arbeitszeiten für die Sozialpädagog\*innen anpassen; die Mitarbeiter\*innen unserer Stiftung arbeiteten in Drei-Tages-Schichten: Sie arbeiteten drei Tage hintereinander und hatten dann drei Tage frei. Sie waren flexibel, was sich dank der ständigen Anwesenheit einer Bezugsperson auch positiv auf die Kinder auswirkte.

Ich muss ehrlich sagen, dass es am Anfang schwierig war, Schutzmaterial wie Masken, Handschuhe usw. zu organisieren, aber wir erhielten Unterstützung vom Kanton durch das Amt für Familie und Jugend (UFAG).

## **Die EQUALS-Daten zeigen, dass die psychische Belastung junger Menschen seit Herbst 2020 massiv zugenommen hat. Wurde diese Veränderung auch von Ihnen beobachtet?**

Ferrarini: Ich kann dies nur bestätigen. Es gibt einen Unterschied zwischen dem, was die Fachkräfte erleben, und dem, was die Kinder erfahren. Die Erzieher\*innen glaubten, die Krise positiv bewältigt zu haben, doch im Frühjahr dieses Jahres zeigte sich in der Lockerung der Massnahmen eine Müdigkeit, die sich auch bei den Kindern bemerkbar machte.

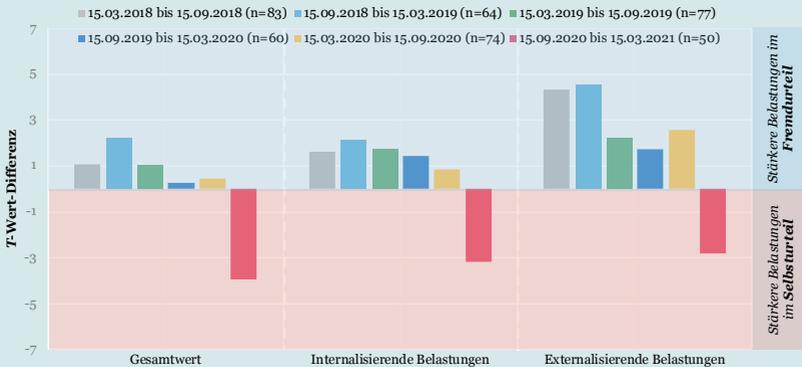
## **Wie erklären Sie sich den psychischen Zustand junger Menschen?**

Ferrarini: Für die Kinder, die noch bei uns waren, war anfangs das Telefon eine Möglichkeit, mit ihren Eltern zu kommunizieren. Nachdem die Massnahmen gelockert wurden, entwickelten einige Jugendliche eine Abhängigkeit von den digitalen Medien. Obwohl man sich wieder treffen konnte, blieben die Kinder in virtuellen Welten und zogen sich zurück. Einige fanden nicht wieder – ich nenne es – in eine «Realität» zurück.

## **Sie sagten, einige Kinder hätten inzwischen zu Hause bei ihren Familien gelebt. Wie ging es den Kindern, die zu Hause lebten?**

Wir standen unter grossem Druck: Es war nicht einfach, und wir hatten keine Grundlage, um eine Entscheidung darüber zu treffen, wer bleiben konnte und wer gehen sollte.

## Durchschnittliche Abweichung zwischen Fremd- & Selbsturteil



Im Vergleich der Selbst- und Fremdurteile zeigt sich ein noch nie vorher beobachtetes Bild. Bisher lag die psychische Belastung aus Sicht der sozialpädagogischen Bezugspersonen – so wie in fast alle Studien in Hochrisikogruppen (z. B. Handwerk/Larzelere/Soper/Friman 1999) – immer über dem Niveau der Selbstbeurteilungen (Schmid et al. 2013, Schmid/Erb/Fischer/Kind/Fegert 2017, Jenkel/Schmid 2018); seit Herbst 2020 hat sich dies jedoch gewendet.

Erstmals befinden sich die durchschnittlichen Werte aus den Befragungen der Kinder und Jugendlichen über den Werten aus den Befragungen der Betreuenden. Der Effekt ist in jeder der drei Hauptskalen statistisch signifikant.

### > zur EQUALS-Studie

EQUALS macht sich für ausserfamiliär untergebrachte Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene und diejenigen, welche für diese wertvolle Arbeit leisten, stark. EQUALS wird in Zusammenarbeit mit Integras und teilnehmenden Institutionen am Zentrum Liaison und aufsuchende Hilfen der UPK Basel Klinik für Kinder und Jugendliche (UPKKJ) kontinuierlich weiterentwickelt.



Es war eine schwierige Entscheidung. Es gab auch Kinder, die von Anfang an bei uns bleiben mussten. Sechs Kinder mussten im Heim bleiben.

In anderen Fällen sind wir jedoch Risiken eingegangen, die glücklicherweise nicht zu Konfliktsituationen geführt haben. Die Kinder, die wieder bei ihren Eltern lebten, wurden alle freiwillig aufgenommen. Sowohl die Kinder als auch die Eltern mussten ihre Zustimmung geben. In jedem Fall hätten die Kinder in Konfliktsituationen jederzeit zurückkehren können.

Bei wenigen einzelnen Kindern wissen wir nicht genau, wie es war, da sie noch nicht über ihre Erfahrungen erzählen wollten. Dann gab es Kinder, die von schlechten Erfahrungen berichteten. Es war gut, dass sie über die prekären Situationen gesprochen und ihre Gefühle mit uns geteilt haben.

Die Kinder, die eindeutig gute Erfahrungen gemacht haben, verbringen nun mehr Zeit mit ihren Familien und weniger Zeit im Heim. Es war daher eine Gelegenheit für diese Kinder und für die Vanoni-Stiftung, die Unterbringung während der Covid-Situation neu zu bewerten. Nach nur sechs Monaten konnten zwei weitere von zwölf Kindern wieder bei ihren Familien leben. Dies wäre in der Vergangenheit unvorstellbar gewesen.

**Obwohl man sich [nach dem Lock-down] wieder treffen konnte, blieben die Kinder in virtuellen Welten und zogen sich zurück. Einige fanden nicht wieder – ich nenne es – in eine «Realität» zurück.**



## **Bedeutet das, dass Sie auch die Zeit zu Hause und in der Einrichtung neu bewertet haben?**

Ferrarini: Ja, natürlich. Wir hätten vor dieser Krise nie gedacht, dass diese zehn Kinder eine Chance haben, in Zukunft mehr Zeit zu Hause und weniger Zeit im Heim verbringen zu können. Dank Covid war diese Öffnung möglich. Wie ich bereits sagte, war keiner der Elternteile verpflichtet, die Kinder in dieser Zeit aufzunehmen. Wir haben die Entscheidung getroffen, die Kinder zu ihren Familien zurückkehren zu lassen, und haben dies den Behörden mitgeteilt.

## **Wie war es für die zehn Kinder ins Heim zurückzukehren?**

Ferrarini: Es gab keinen Widerstand. Ich denke,

das lag daran, dass die Sozialpädagog\*innen täglich in Kontakt mit Eltern und Kindern waren und eine gute Beziehung aufgebaut haben. Auch die Eltern fühlten sich der Institution näher. Die meisten der zehn Kinder vergnügten sich mit ihren Familien. Sie waren nicht begeistert, als sie zurückkehrten. Es ist verständlich, dass sie es vorziehen, die ganze Zeit bei ihren Familien zu sein.

## **Es ist nicht so, dass die sozialen Probleme mit dem Virus verschwinden. Welche Probleme werden Ihrer Meinung nach am Ende bestehen bleiben?**

Ferrarini: Das erste Problem, das ich sehe, ist das Problem der Schulbildung. Während der Schließung gab es bereits Schwierigkeiten mit dem Schulunterricht, und wir sehen immer noch, dass dies Folgen für Kinder und Jugendliche hat. Besonders schwierig ist es jetzt für Kinder, die schon vor dem Lockdown Lernschwierigkeiten hatten. Für sie sind die Probleme noch schwieriger geworden. Es muss hinzugefügt werden, dass es sich nicht nur um ein Problem in den Heimen handelt, sondern um ein gesamtgesellschaftliches Problem, das alle jungen Menschen betrifft.

Das zweite Problem, das wir sehen, ist die soziale Isolation von Kindern und Jugendlichen. Auch dies ist nicht unbedingt ein neues Problem, sondern eines, das sich durch die Pandemie noch verschärft hat. Während des Lockdowns konnten die Kinder nicht an Aktivitäten in der Gemeinschaft und im Freien teilnehmen. Nun wäre das wieder möglich, aber wir sehen bei einem Teil – und das ist ein eher kleiner Teil – dass sie in dieser Isolation bleiben wollen. Unser Dienst SAE hat bei Familienbesuchen auch festgestellt, dass Kinder und Jugendliche es schwierig finden, ihre Zeit draussen in der Gemeinschaft zu verbringen und sich stattdessen zu Hause isolieren. Wir glauben, dass diese Abkapselung weitere psychologische Folgen haben wird.

Ein drittes Problem, das mir aufgefallen ist, ist die Gewaltbereitschaft junger Menschen. Ich habe festgestellt, dass die Konflikte zugenommen haben, vor allem unter jungen Menschen. Man kann es bei uns im Heim sehen, aber es hat auch in der Gesellschaft zugenommen.



Was nach der Krise bleiben wird, ist die Zusammenarbeit mit den Eltern. Wir haben eng mit den Eltern zusammengearbeitet. Es wäre dumm, wenn wir diese Veränderung nicht wahrnehmen würden. Die Eltern haben sich sehr bemüht, und das sollte anerkannt werden. Im Kinderschutzsystem sollten Kinder und Eltern daher mehr Möglichkeiten zur Beteiligung haben.

**Wenn wir hören, dass so viele Kinder nach Hause gehen konnten, frage ich mich: Braucht es noch Sozialarbeit, wie sie jetzt ist?**

Ferrarini: (Lacht) Sie fragen mich also, ob ich meinen Job noch 15 Jahre lang machen werde oder nicht?

Dann OK! Ja, leider braucht es immer noch Sozialarbeit. Leider brauchen wir auch Institutionen wie die unsere. Denn das Leid der jungen Menschen ist immer noch da. Es wird bleiben und sich vielleicht noch verstärken. Was wir jedoch ändern müssen, ist die Kultur der sozialen Arbeit. Wir sollten uns für eine Kultur einsetzen, in der die Rechte der Kinder und der Familie geachtet werden. Ich beobachte derzeit, wie die Rechte der Kinder und die Rechte der Familie während des Vermittlungsverfahrens noch immer nicht in vollem Umfang respektiert werden.

Meiner Meinung nach gilt dies für alle Bereiche der sozialen Arbeit. Im Tessin gehen einige Häuser bereits diesen Weg des kulturellen Wandels, aber es gibt noch viel zu tun. Es ist nicht einfach, aber notwendig.

**Vielen Dank für das Gespräch.**

**Was nach der Krise bleiben wird, ist die Zusammenarbeit mit den Eltern [...] Die Eltern haben sich sehr bemüht, und das sollte anerkannt werden. Im Kinderschutzsystem sollten Kinder und Eltern daher mehr Möglichkeiten zur Beteiligung haben.**



**Mario Ferrarini**

Mario Ferrarini ist Direktor der Stiftung Antonia Vanoni, Lugano.

Die seit über 150 Jahren bestehende Stiftung Vanoni unterstützt Kinder und Familien in Not im Tessin und insbesondere im Raum Lugano.

> [fondazionevanoni.ch](https://fondazionevanoni.ch)



«Besonders schwierig ist es  
jetzt für Kinder, die schon  
vor dem Lockdown Lern-  
schwierigkeiten hatten.»

# Systemwechsel – Ein Podcast zur Thematik Leaving Care

**Yannik Fasser & Mischa Bucher**

Studierende HSLU Soziale Arbeit



Der Übergang in die Selbstständigkeit ist für jeden jungen Menschen eine Herausforderung – dennoch haben es Care Leaver besonders schwer. Care Leaver sind junge Erwachsene, die einen Teil ihres Lebens in einem Heim oder in einer Pflegefamilie verbracht haben und sich im Übergang in die Eigenständigkeit befinden oder diesen bereits abgeschlossen haben.

Wir, Mischa Bucher und Yannik Fasser, studieren Soziale Arbeit mit Vertiefung Sozialpädagogik an der Hochschule Luzern. Im Rahmen eines Studienprojekts haben wir eine vierteilige Podcast-Mini-Serie mit dem Namen Systemwechsel aufgenommen, die sich der Thematik «Leaving Care» widmet.

Sowohl durch unsere Praktika im Heimkontext, wie auch durch den Austausch mit Mitstudierenden haben wir verstärkt den Handlungsbedarf in der Thematik erkannt. Wir finden «Leaving Care» verdient in der Öffentlichkeit mehr Aufmerksamkeit. Als wir eine Studienarbeit zu wählen hatten, entschieden wir uns für das Thema «Leaving Care».

Unser Ziel war es, Fachpersonen und Pflegefamilien für die Thematik zu sensibilisieren, Unterstützungsmöglichkeiten für Care Leaver aufzuzeigen und die Stiftung Cequality einer breiten Öffentlichkeit vorzustellen. Wir wollten den Care Leaver eine Stimme geben und haben dafür das Medium Podcast gewählt. Als angehende Fachpersonen empfinden wir Partizipation und Kommunikation auf Augenhöhe wichtige Grundsätze, und so sahen wir vor, die Care Leaver als einen festen Bestandteil in den Podcast einzubinden.

Wie ein Care Leaver die Mitwirkung im Podcast begreift, kommt im Intro der ersten Folge zur Sprache: «Ich finde, es gibt blinde Flecken im Sozialwesen, da müssen wir auch darüber reden, da können wir (wir Care Leaver) etwas dazu beitragen, um das weiterzuentwickeln, wir wollen nicht mit dem Finger auf euch zeigen, was alles falsch läuft, sondern wir wollen einen aktiven Part dazu beitragen, damit es besser wird, mit euch zusammen, (...)»

Wir lieben das Medium Podcast deshalb auch so sehr, weil es sich für uns als optimale Wissensaufnahme in jeglichen Tagessituationen bewährt hat. Zudem kann es ein diverses Publikum über mehrere Generationen und Kanäle hinweg ansprechen.

Der Podcast besteht aus einem Intro mit vier Folgen. In den ersten drei Folgen erzählen Care Leaver über ihre Erfahrungen und Meinungen zur Thematik «Leaving Care». In der letzten Folge resümieren wir und versuchen, die aktuelle Situation kritisch zu betrachten. Wir stellen (bereits) vorhandene Unterstützungsmöglichkeiten für Care Leaver und Fachpersonen vor. Hörer\*innen erwarten drei verschiedene Einblicke in das Leben eines Care Leaver mit den Themen: Schulische Förderung, Stigmatisierung, Job & Ausbildung, Übertritt, Wohnen, Finanzen & Versicherungen sowie Rechte & Verpflichtungen.

Rückblickend hat uns das Erarbeiten des Podcasts grosse Freude bereitet und wir sind mit vielen spannenden Persönlichkeiten in Kontakt getreten. Wir sind der Meinung, dass unser Podcast eine Bereicherung für Fachpersonen und Pflegefamilien ist. Um möglichst viele Personen zu erreichen, sind wir für jegliche Verbreitung dankbar.

**«Man vergisst während dieser ganzen Thematik, dass ich im Heim zu Hause war, das war meine Familie»**

**Miriam, stolze Mutter von zwei Kindern**

Zusätzlich zu dem regionalen Verein «Cequality – von Careleaver für Careleaver» wird ein schweizweites Netzwerk von ehemaligen Heim- und Pflegekindern – Care Leaver – aufgebaut.

Im Podcast Folge 1 stellt Rose das Netzwerk «Careleaver Schweiz» vor, in der Podcast-Folge 3 wird von Lou die Stiftung Cequality präsentiert. Der Podcast ist in Schweizerdeutsch gesprochen.



**Yannik Fasser**



**Mischa Bucher**

Yannik Fasser und Mischa Bucher studieren Soziale Arbeit an der Fachhochschule Luzern.

**> Podcasts**



# Corona: Krise für wen?

**Corinne Wohlgensinger**

Dozentin OST Soziale Arbeit

Nach der Wirtschaftskrise, der Flüchtlingskrise, der Klima- und vielen anderen Krisen, nun also auch die Corona-Krise. Wer oder was ist in der Krise? Die Gesellschaft, das Individuum, die Wirtschaft, die Kultur, die Schule, die Gesundheitsversorgung und die Soziale Arbeit? Und worin soll diese Krise genau bestehen? Dieser Frage auf der Spur wird schnell klar, dass der Begriff der Krise inflationär verwendet wird. Wenn wir dem «Lexikon zur Soziologie»<sup>1</sup> folgen, dann ist eine Krise die «allgemeine Bezeichnung für die plötzliche Zuspitzung oder das plötzliche Auftreten einer Problemsituation, die mit den herkömmlichen Problemlösungstechniken nicht bewältigt werden kann» (Klimke et al., 2020, S. 437).

In dieser Betrachtung soll es um die Situation von Menschen mit Beeinträchtigungen in Institutionen gehen. Für diese Betroffenen lassen sich sehr wohl solch plötzliche Zuspitzungen beobachten. Allerdings kann dabei nicht von neu auftauchenden Problemen die Rede sein. Vielmehr ist es die Spitze des Eisbergs, die Corona-bedingt noch sichtbarer ist als sonst. Die nachvollziehbare Sorge um die Gesundheit von Bewohnenden mit Beeinträchtigungen führte während der Pandemie dazu, dass diese – noch mehr als sonst – von ihrer sozialen Umwelt, ihren Familien und der Arbeits- oder Beschäftigungsumgebung isoliert wurden. Das führte zu Stress, Aggressionen und psychischen Leiden. Das ist insbesondere dann der Fall, wenn die getroffenen Schutzmassnahmen kognitiv von den Bewohnenden mit Beeinträchtigungen nicht erfasst werden können.

Der Dachverband der Behindertenorganisationen «Inclusion Handicap» hat hier zu Recht solidari-

sches Handeln aller Gesellschaftsgruppen und Lösungen gefordert, die sowohl das Schutzbedürfnis als auch das Recht auf Teilhabe berücksichtigen.

Das Recht auf Teilhabe ist wie die Gewährleistung von Selbstbestimmung in der Behindertenrechtskonvention festgeschrieben und gilt besonders auch (!) in Krisenzeiten. Diese Rechte ernst zu nehmen wiederum bedeutet, handlungsleitende Werte und Normen zur Disposition zu stellen. So wäre es – bei einer Person ohne kognitive Be-



<sup>1</sup> Klimke, D.; Lautmann, R.; Stäheli, U.; Weischer, C.; Wienold, H. (Hrsg.) (2020): Lexikon zur Soziologie. Wiesbaden.

einträchtigung – durchaus denkbar, dass sie sich bewusst der Ansteckungsgefahr aussetzt, weil sie andere Aspekte – wie etwa soziale Kontakte, Freizeitaktivitäten, Bewegungsfreiheit etc. – ihres Lebens als wichtiger gewichtet. Insbesondere im institutionellen Kontext wirken aber die Prinzipien wie Verantwortung und Fürsorge, welche die physische Gesundheit im Sinne einer Verhinderung einer Ansteckung fokussieren. Die Betroffenen selbst sind durchaus gewillt, aus eigenen Stücken über diese Freiheitsgrade zu reflektieren.

Im Rahmen der Methode SEGEL sind wir gemeinsam mit Menschen mit und ohne kognitive Beeinträchtigungen folgender Frage nachgegangen: «Ist es richtig, dass die Heimleitung die Bewohner\*innen zum Schutz vor Corona

einsperrt?» Das strukturierte Vorgehen hat es uns erlaubt, die stärksten Argumente herauszufiltern: «Ja, weil die Gesundheit wichtig ist» oder «Nein, die Massnahmen bringen mehr Schaden als Nutzen.» In der folgenden Diskussion gab die Gruppe dem Wert der Lebensqualität den Vorrang gegenüber dem unbedingten Schutz der Gesundheit. Sie argumentierte, dass sich die Erkenntnisse bezüglich der Corona-Pandemie stetig verändern und eine monatelange Isolation daher nicht begründet werden kann. Zum anderen war die Gruppe der Meinung, dass der Umstand, eingesperrt zu sein, nicht automatisch auch bedeutet, dass man gesund bleibt, vor allem nicht im Hinblick auf die möglicherweise ungeimpften Betreuungspersonen.





Es ist nicht von der Hand zu weisen: Corona hat als ungewöhnliche Situation mit vielen unbekannt Parametern auch ungewöhnliche und im ersten Moment sicher auch restriktive Massnahmen erfordert. Wir sollten uns aber sehr wohl bewusst sein, dass durch die Corona-Krise auch

gewaltige Rückschritte respektive Misstände im Hinblick auf die Inklusion von Menschen mit Beeinträchtigungen in der Gesellschaft festgestellt werden können.

## SEGEL

SEGEL ist die Abkürzung für: **S**chwierige **E**ntscheide – **GE**meinsame **L**ösungen.

Gemeint sind schwierige Entscheide, wie sie sich aus dem Dilemma zwischen dem Recht auf möglichst grosse Selbstbestimmung und (Wahl-)Freiheit und der Pflicht zu Schutz und Fürsorge ergeben.

Von solchen Schwierigkeiten und Erfahrungen wissen Menschen mit Beeinträchtigungen, Fachpersonen und Angehörige reihenweise zu berichten.

> [gemeinsamtscheiden.ch](https://www.gemeinsamtscheiden.ch)

Zum einen wird zu Pandemiezeiten – einmal mehr – deutlich, dass ihre spezifischen Bedürfnisse nicht mitbedacht werden, etwa die Verfügbarkeit von Informationen in Leichter Sprache, die Zugänglichkeit von Websites oder die individuelle Handhabung der Maskentragepflicht (insbesondere im Zusammenhang mit Personen mit einer Hörbehinderung und anderen, die auf das Lippenlesen angewiesen sind). Zum anderen gehören Menschen mit Beeinträchtigungen zur Gruppe, deren Arbeitsstelle im ersten Arbeitsmarkt respektive deren Beschäftigungsmöglichkeit besonders gefährdet ist. Neben der Teilhabe am Arbeitsmarkt ist auch die Teilhabe am sozialen, kulturellen und gesellschaftlichen Leben, an gesundheitsbezogenen und therapeutischen Dienstleistungen und an der Bildung erheblich bedroht, was – in Kombination mit der erwähnten Isolation – zu verheerenden Auswirkungen in der Lebensqualität führen kann.

Letztlich steht nichts weniger als die Wahrung der grundlegenden Menschenrechte der Betroffenen auf dem Spiel. Es ist das Resultat einer Krise, welche schon bestehende Dilemmata nun noch verstärkt hat. Die Soziale Arbeit ist gefordert, es sich mehr denn je zur Aufgabe zu machen, zusammen mit den Menschen mit Beeinträchtigungen die Ansprüche auf Teilhabe und Selbstbestimmung zu sichern. Um es direkt zu sagen: Mehr noch, als die Frage zu diskutieren, ob wir als Fachpersonen nun systemrelevant sind, sein wollen oder sein sollten, geht es um die Frage, wie wir es schaffen, zusammen mit den Menschen mit Beeinträchtigungen den Anschluss an das System nicht zu verlieren, respektive die Teilhabe (bei grösstmöglicher Gesundheit) nachhaltig sichern zu können.



### **Dr. phil. Corinne Wohlgensinger**

Corinne Wohlgensinger ist Dozentin am OST – Ostschweizer Fachhochschule. Sie leitet u.a. das Projekt SEGEL: Schwierige Entscheide – Gemeinsame Lösungen.

### **Literatur**

Inclusion Handicap (2020): Resolution Corona-Pandemie. Menschen mit Behinderungen nicht vergessen! Online verfügbar unter [https://www.inclusion-handicap.ch/admin/data/files/asset/file\\_de/594/pos\\_dv\\_resolution\\_corona\\_v\\_1\\_1.pdf?lm=1600436\\_591](https://www.inclusion-handicap.ch/admin/data/files/asset/file_de/594/pos_dv_resolution_corona_v_1_1.pdf?lm=1600436_591), zuletzt geprüft am 6.7.21.

Klimke, Daniela; Lautmann, Rüdiger; Stäheli, Urs; Weischer, Christoph; Wienold, Hanns (Hg.) (2020): Lexikon zur Soziologie. 6th ed. 2020. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden; Imprint: Springer VS. Online verfügbar unter <https://doi.org/10.1007/978-3-658-30834-6>.

**Integras setzt sich für den  
Fachdiskurs von fremdplatzierten  
Kindern und Jugendlichen ein.**

**Damit wir solche Beiträge  
kostenfrei publizieren können,  
sind wir auf Mitglieder und  
Spenden angewiesen.**

**Werden Sie jetzt Mitglied bei  
Integras oder spenden Sie uns  
einen Beitrag.**

**Mitglied  
werden**

**Spenden**

### **Herausgeber**

Integras, Fachverband Sozial- und  
Sonderpädagogik, Rütistrasse 4, 8032 Zürich,  
T 044 201 15 00, [integras@integras.ch](mailto:integras@integras.ch)

### **Redaktion**

Meryem Oezdirek, Integras  
Barbara Hiltbrunner, [hiltbrunner-textdesign.ch](mailto:hiltbrunner-textdesign.ch)

### **Lektorat**

Bettina Gisler, [bettingisler.com](mailto:bettingisler.com)

### **Illustrationen**

Margrit Egger, [margritegger.ch](mailto:margritegger.ch)

### **Bilder**

Barbara Hiltbrunner, [hiltbrunner-textdesign.ch](mailto:hiltbrunner-textdesign.ch)

### **Layout & Gestaltung**

Annatina Sidler, [designsia.ch](mailto:designsia.ch)

**Folgen Sie uns auf Facebook und LinkedIn  
oder abonnieren Sie unseren Newsletter.**



An underwater photograph of a swimming pool. The water is a vibrant blue, and the sandy bottom is visible. Several pairs of feet are seen from above, resting on the pool floor. The lighting creates a serene and refreshing atmosphere.

# INTEGRAS Thema

© Integras  
Rütistrasse 4, 8032 Zürich  
Tel. 044 201 15 00  
[www.integras.ch](http://www.integras.ch)